



Bei der Firma Carl Wolf wurden Achsen gefertigt, in Kriegszeiten vor allem für Militärfahrzeuge. Darüber und über viele andere Fakten des Einsatzes von Zwangsarbeitern und Gefangenen gibt eine Ausstellung an der Fakultät Soziale Arbeit Auskunft. Beim gestrigen Seniorencafé wurde die Schau eröffnet.

Foto/Repro: Dietmar Thomas/Hanisch



Döbelner Anzeiger, 08.02.2012

Schuften bis zum Tod

Roßwein

Zwischen 1600 und 1800 Zwangs- und Fremdarbeiter lebten und arbeiteten in Roßwein. Das zeigt eine neue Ausstellung.

VON REINHARD KÄSTNER

Auf eine Stadtkarte (siehe rechts) sind mehr als ein Dutzend Stellen markiert, an denen während des Zweiten Weltkriegs Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene sowie 60 KZ-Häftlinge eines Nossener Außenlagers untergebracht waren. „Sie mussten von dort zu ihren Arbeitsstätten als Kolonne durch die Stadt laufen, waren also für jedermann erkennbar“, sagt Professor Matthias Pfüller. Er leitet das studentische Projekt der Fakultät Soziale Arbeit, das sich mit der Zwangsarbeit in Roßwein und Mittweida beschäftigt.

Die Stadt macht da keine Ausnahmen, schließlich gab es in Roßwein zahlreiche Industriebetriebe, die während des Weltkrieges vor allem in der Rüstungsproduktion beschäftigt waren. Und die reichte von der Herstellung von einfachen Munitionskisten aus Blech, an die sich Dieter Beyer noch erinnern kann, bis hin zu Teilen für die Wunderwaffe V2 und den Karabiner.

Die Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen mussten unter unmenschlichen Bedingungen täglich zwölf und mehr Stunden arbeiten. Ihr Lohn betrug lediglich 60 Prozent des Tarifs eines deutschen un-

gelernten Arbeiters. Meist wurde noch Geld für Verpflegung und Unterkunft abgezogen.

Die größten Unternehmen waren damals die Firmen Kadner und Wolf, die zum Beispiel Achsen für Kriegsfahrzeuge produzierten. Sie kamen von ihrer Unterkunft, die im Gasthof Etzdorf war, in die Stadt in die Betriebe gelaufen, unter Bewachung. Im Saal des Gasthofes Etzdorf waren zu Spitzenzeiten einige hundert Zwangsarbeiter untergebracht. „Wie dort die Bedingungen waren, wissen wir nicht. Wir haben mit unserer Forschung erst an der Oberfläche gekratzt. Deshalb setzen wir das Projekt fort“, sagte Professor Pfüller.

Für die harte, kräftezehrende Arbeit gab es nur kärgliche Mahlzeiten. Die sowjetischen Gefangenen bekamen zum Beispiel Russischbrot. Es hat mit dem heutigen Erzeugnis gleichen Namens nichts gemein. Vielmehr setzte es sich aus 50 Prozent Roggenschrot, 20 Prozent Rübenschnitzel, 20 Prozent Zelmehl und 10 Prozent Stroh oder Laub zusammen.

Der Arbeitstag begann zwischen 4 und 5 Uhr. Zum Frühstück gab es meist Kaffee oder Tee sowie eine verdünnte Suppe. Dann wurde zur Arbeit gelaufen, was ein Weg bis zu sieben Kilometern sein konnte. Nach zwölf oder mehr Arbeitsstunden (diese richtete sich nach den kriegsbedingten Notwendigkeiten), ging es zurück in die Unterkünfte.

Die Zwangsarbeiter wurden entsprechend ihrer Nationalität streng isoliert und dementsprechend be-

handelt und mit Nahrung versorgt. Auf der untersten Stufe der Hierarchie standen die sowjetischen Zwangsarbeiter.

Aber es gab noch weitere Unterscheidungsmerkmale. Diese wurden durch einen verschieden farbigen Winkel auf der Kleidung verdeutlicht. Dabei stand gelb für Juden, rosa für Homosexuelle, schwarz für Roma, Sinti und Aso-

ziale, lila für Zeugen Jehovas, rot für politische Gefangene, grün für Kriminelle und blau für Emigranten.

Die Ausstellung „Roßwein und der Zweite Weltkrieg - Erinnerungen an Industrie, Arbeit und Vertreibung“ ist im Haus A der Hochschule Mittweida an der Döbelner Straße zu sehen. Danach wird die Schau im Heimatmuseum Roßwein und anderen Städten gezeigt.

